



Tony Judt

Das vergessene 20. Jahrhundert

Die Rückkehr des politischen Intellektuellen



Bundeszentrale für politische Bildung



Leseprobe

Tony Judt

Das vergessene 20. Jahrhundert

Die Rückkehr des politischen Intellektuellen

Übersetzt aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

ISBN: 978-3-446-23509-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23509-0>

sowie im Buchhandel.

Das 20. Jahrhundert liegt kaum hinter uns, und schon sind seine Konflikte und Dogmen, seine Ideale und Ängste im Dunkel der Vergessenheit versunken. Immerfort als »Lehren« beschworen, werden seine Erfahrungen in Wahrheit ignoriert. Das ist kaum überraschend. Die jüngste Vergangenheit ist immer besonders schwer zu erkennen und zu verstehen. Außerdem hat die Welt nach 1989 einen bemerkenswerten Transformationsprozess erlebt, und solche Veränderungen sind immer mit einem gewissen Fremdheitsgefühl für diejenigen verbunden, die noch wissen, wie es früher war. Noch Jahrzehnte nach der Französischen Revolution entsannen sich viele Beobachter wehmütig des schönen Lebens im *ancien régime*. Hundert Jahre später erschien das Vorkriegseuropa als eine untergegangene Kultur, als »Welt von gestern«.

Doch es gibt einen Unterschied. Zeitgenossen mögen sich nach der vorrevolutionären Welt oder den Verhältnissen im Vorkriegseuropa zurückgesehnt haben, aber sie hatten sie keineswegs vergessen. Im 19. Jahrhundert beschäftigte sich Europa immer wieder mit Ursachen und Inhalten der Französischen Revolution. Die Debatten der Aufklä-

rung waren den Flammen der Revolution nicht zum Opfer gefallen. Im Gegenteil, 1789 und die Folgen wurden allgemein auf die Aufklärung zurückgeführt, die Anhängern und Gegnern gleichermaßen als Quelle der politischen und sozialen Programme des folgenden Jahrhunderts galt.

Ähnlich sah es nach 1918 aus. Alle waren zwar überzeugt, dass nichts mehr so sein würde wie früher, aber die Diskussionen über das Aussehen der Nachkriegswelt standen im langen Schatten der Erfahrungen und Gedanken des 19. Jahrhunderts. Neoklassische Wirtschaftslehre, Liberalismus, Marxismus und »Revolution«, Bourgeoisie und Proletariat, Imperialismus und »Industrialismus« – kurz, die Bausteine der politischen Welt des 20. Jahrhunderts – waren durchweg Produkte des 19. Jahrhunderts. Selbst diejenigen, die mit Virginia Woolf glaubten, dass sich »im oder um den Dezember 1910 der menschliche Charakter verändert hat« – dass die kulturelle Umwälzung des europäischen *Fin de Siècle* die Bedingungen des intellektuellen Austauschs radikal verändert hatte –, setzten sich erstaunlich intensiv mit ihren Vorgängern auseinander.¹ Die Vergangenheit lastete schwer auf der Gegenwart.

Davon kann heute nicht die Rede sein, wir gehen ziemlich unbekümmert mit der Vergangenheit um. Gewiss, allenthalben wird ihrer gedacht: Museen, Denkmäler, Gedenktafeln, Orte des Kulturerbes, historische Themenparks – alles verweist auf die Vergangenheit. Doch es sind ganz spezielle Aspekte der Vergangenheit, derer wir gedenken. Die allermeisten Erinnerungsorte sind entweder ausgesprochen nostalgisch-triumphalistisch – Loblieder auf berühmte Männer oder berühmte Siege – oder aber Anlass, an kollektives Leid zu erinnern. Im letztgenannten Fall sind es typischerweise Gelegenheiten, bestimmte politische Lehren zu verkünden: von Geschehnissen, die nie vergessen werden, von Irrtümern, die sich niemals wiederholen dürfen.

Das 20. Jahrhundert ist also im Begriff, sich in eine Gedenkstätte zu verwandeln, eine pädagogisch nützliche historische Schreckenskammer, deren Abteilungen »Sudetenkrise« oder »Pearl Harbor«, »Auschwitz« oder »Gulag«, »Armenien« oder »Bosnien« oder »Ruanda« überschrieben sind, wobei »11. September« gewissermaßen eine unnötige Coda ist, ein blutiges Nachwort für diejenigen, die die Lehren des Jahr-

hunderts vergessen werden oder nie richtig gelernt haben. Das Problem bei dieser verkürzten Darstellung des letzten Jahrhunderts als einer einzigartig grauenvollen Zeit, die wir nun gottlob hinter uns gelassen haben, ist nicht die Darstellung – das 20. Jahrhundert war tatsächlich in vielerlei Hinsicht eine wahrhaft schlimme Epoche, ein Zeitalter von beispiellosen Katastrophen und menschlichem Leid. Das Problem ist die Botschaft: dass all das nun hinter uns liegt, dass wir die Geschichte verstanden haben und nun, unbelastet von den Irrtümern der Vergangenheit, voranschreiten können in eine andere, eine bessere Zeit.

Doch solch offizielles Gedenken, wie gutgemeint auch immer, ist unserem Geschichtsbewusstsein nicht förderlich. Es ist ein Ersatz, ein Surrogat. Statt die Schüler mit der jüngsten Geschichte vertraut zu machen, lassen wir sie Museen und Gedenkstätten besichtigen. Schlimmer noch, wir bestärken die Leute darin, die Vergangenheit – und ihre Lektionen – aus der Perspektive ihrer je eigenen leidvollen Erfahrungen (beziehungsweise der ihrer Eltern und Großeltern) zu sehen. Heute setzt sich die »allgemeine« Interpretation der jüngsten Geschichte also zusammen aus Fragmenten unterschiedlicher Vergangenheiten (von Juden, Polen, Serben, Armeniern, Deutschen, Afroamerikanern, Palästinensern, Iren, Homosexuellen usw.), die allesamt von Leid und Opfer geprägt sind.

Das Mosaik, das sich daraus ergibt, verbindet uns nicht mit einer gemeinsamen Vergangenheit, sondern trennt uns voneinander. Wie mangelhaft die älteren nationalen Geschichtsdarstellungen im Unterricht auch gewesen sein mögen, wie selektiv ihre Wahrnehmung und instrumentalisierbar ihre Botschaft – zumindest boten sie die Chance, die Gegenwart historisch einzuordnen. In der traditionellen Geschichte, wie sie Generationen von Schülern und Studenten präsentiert wurde, ergab sich die Bedeutung der Gegenwart erst durch den Bezug auf die Vergangenheit: Namen, Orte, Inschriften, Ideen und Andeutungen von heute erklärten sich durch Einpassung in die Geschichte des Gestern. Inzwischen hat sich dieser Prozess umgekehrt. Die Vergangenheit hat keine allgemein gültige Form mehr. Sie erhält ihre Bedeutung erst durch Verweis auf die vielen und oft widersprüchlichen Probleme der Gegenwart.

Diese irritierende Fremdheit der Vergangenheit – die erst mit einer aktuellen Bedeutung oder Erkenntnis domestiziert werden muss, bevor wir uns ihr nähern können – ist sicher auch Resultat des unglaublich schnellen Wandels in den heutigen Gesellschaften. Die Globalisierung, eine Allzweckchiffre für alles Mögliche, vom Internet bis zum Weltmarkt, hat das Leben der Menschen in einer Weise durcheinandergewirbelt, die für ihre Eltern oder Großeltern unvorstellbar gewesen wäre. Was jahrzehnte-, jahrhundertlang vertraut gewesen war und Bestand hatte, gerät heute zunehmend in Vergessenheit.

Die neuen Kommunikationstechnologien mit ihrer Flut an Informationsschnipseln sorgen für Verhältnisse, die sich selbst von der jüngsten Vergangenheit deutlich unterscheiden. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten die meisten Leute auf der Welt begrenzten Zugang zu Informationen. Dank staatlicher Schulen, staatlichem Radio und Fernsehen und einer gemeinsamen Presse wussten die Angehörigen eines Staates, einer Region oder einer Gemeinde mehr oder weniger die gleichen Dinge. Ganz anders heute. Von Schwarzafrika einmal abgesehen, haben die meisten Leute auf der Welt Zugang zu einer nahezu unendlichen Fülle von Informationen. Da es aber keine gemeinsame Kultur gibt (bis auf eine kleine Elite, und oft nicht einmal dort), bestimmen unterschiedliche Geschmacksvorstellungen, Affinitäten und Interessen, welche Informationen die Menschen für sich auswählen und nutzen. Und am Ende verbindet den Einzelnen immer weniger mit den vervielfachenden Welten unserer Zeitgenossen, von der Welt unserer Vorfahren ganz zu schweigen.

Das alles ist zweifellos Realität – und es hat beunruhigende Konsequenzen für die Zukunft demokratischer Staatswesen. Dennoch ist radikaler Wandel, selbst globale Transformation, an sich nichts Neues. Die ökonomische »Globalisierung« im ausgehenden 19. Jahrhundert war nicht weniger radikal, doch waren damals weit weniger Leute davon betroffen. Kennzeichnend für das heutige Zeitalter ist die Unbekümmertheit, mit der wir nicht nur die Welt von gestern über Bord geworfen haben (das ist normal und nicht besonders bedenklich), sondern auch die Erinnerung an sie. Was unlängst noch Gegenwart war, ist heute schon halb vergessen.

Und was genau haben wir in unserer Eile, das 20. Jahrhundert hinter uns zu lassen, aus dem Blick verloren? So seltsam es auch klingen mag, wir (zumindest wir in Amerika) haben vergessen, was Krieg bedeutet. Das hat vielleicht auch damit zu tun, dass die Kriege im 20. Jahrhundert zwar die ganze Welt erfasst haben, in ihren Auswirkungen aber nicht überall gleich stark zu spüren waren. Für Kontinentaleuropa und große Teile Asiens war das vergangene Jahrhundert, zumindest bis in die 1970er Jahre, eine Zeit fast ununterbrochener Kriege – Weltkrieg, Kolonialkrieg, Bürgerkrieg. Im letzten Jahrhundert bedeutete Krieg: Besetzung, Vertreibung, Elend, Zerstörung und Massenmord. Die jeweils Unterlegenen haben oft ganze Bevölkerungen, ihr Territorium, ihre Sicherheit und Unabhängigkeit verloren. Aber selbst diejenigen, die formal als Sieger hervorgingen, machten ähnliche Erfahrungen und behielten den Krieg nicht viel anders in Erinnerung als die Verlierer. Gute Beispiele sind Italien nach dem Ersten Weltkrieg, China nach dem Zweiten und Frankreich nach beiden Kriegen. Und dann gibt es die erstaunlich vielen Fälle von Ländern, die den Krieg gewonnen, aber den Frieden verloren haben, die sich ohne Not die Chancen entgehen ließen, die ihnen der Sieg bot. Israel nach dem Sechstagekrieg ist noch immer das beste Beispiel dafür.

Krieg im 20. Jahrhundert bedeutete häufig auch Bürgerkrieg, oft unter dem Deckmantel von Besetzung oder »Befreiung«. Der Bürgerkrieg spielte eine große Rolle bei den ethnischen Säuberungen und erzwungenen Bevölkerungstransfers des 20. Jahrhunderts, ob in Indien, der Türkei, Spanien oder Jugoslawien. Wie die Besetzung durch eine ausländische Macht gehört der Bürgerkrieg zu den wichtigen »gemeinsamen« Erinnerungen des letzten Jahrhunderts. In vielen Ländern war das »Lassen wir die Vergangenheit ruhen« – d.h. die politische Übereinkunft, die Erinnerungen an den jüngsten Konflikt zu überwinden, ihn zu vergessen oder zu leugnen – ein wichtiges Ziel von Nachkriegsregierungen, das bald erfolgreich, bald allzu radikal durchgesetzt wurde.

Den Vereinigten Staaten ist all das erspart geblieben. Die Amerikaner haben das 20. Jahrhundert weitaus positiver erlebt. Ihr Staat wurde nie besetzt, sie hatten keine Bevölkerungsverluste zu beklagen und mussten kein Stückchen Land abtreten. Gedemütigt in neokolonialen Krie-

gen (Vietnam und Irak), hat Amerika nie die Folgen einer Niederlage erfahren müssen. Trotz der Ambivalenz der jüngsten Unternehmungen glauben die meisten Amerikaner noch immer, dass ihr Land »gerechte Kriege« geführt hat. Die beiden Weltkriege haben Amerika eher reich als arm gemacht – während Großbritannien den Sieg in beiden Konflikten mit einem nahezu bankrotten Staatshaushalt und dem Verlust des Empire bezahlen musste. Und im Gegensatz zu anderen großen Kriegsnationen hatten die USA im 20. Jahrhundert relativ wenige Verluste auf dem Schlachtfeld und praktisch keine zivilen Opfer zu verzeichnen.

Und so ist Amerika heute die einzige Industrienation, in der das Militär nach wie vor gefeiert und verherrlicht wird, so wie das in Europa vor 1945 gängige Praxis war, heute aber unbekannt ist. Amerikanische Politiker umgeben sich gern mit militärischen Machtsymbolen, und Länder, die sich nicht sofort in einem militärischen Konflikt engagieren, werden gern verachtet. Es ist diese andere Erinnerung an Krieg und Kriegsfolgen, weniger ein struktureller Unterschied zwischen den USA und ansonsten vergleichbaren Ländern, die das unterschiedliche Verhalten auf der internationalen Bühne begründet.

Das erklärt vielleicht auch den spezifischen Blick vieler amerikanischer Studien auf den Kalten Krieg und seine Folgen. Während europäische Historiker den Untergang des Kommunismus meist mit einem Gefühl der Erleichterung über das Ende eines langen und unseligen Kapitels betrachten, neigt man in Amerika dazu, dieselbe Geschichte in triumphalistischem Tonfall zu beschreiben.² Aus Sicht amerikanischer Publizisten und Politiker lautet die Botschaft des letzten Jahrhunderts: Krieg ist *sinnvoll*. Die Konsequenzen dieser Geschichtsauffassung wurden schon 2003 beim Einmarsch in den Irak deutlich. Für Amerika ist Krieg nach wie vor eine Option – in diesem Fall war er die erste Option. Für den Rest der entwickelten Welt ist Krieg nur das allerletzte Mittel.

Das zweite Charakteristikum des 20. Jahrhunderts, nach dem Krieg, war der Aufstieg und Untergang des Staates. Dies gilt in zweierlei Hinsicht. Das eine ist die Entstehung eigenständiger Nationalstaaten im ersten Drittel des Jahrhunderts, deren Macht in der jüngsten Zeit durch multinationale Konzerne, transnationale Organisationen und die beschleunigte Bewegung von Personen, Geld und Waren immer weiter

eingeschränkt wird. Dieser Prozess ist ziemlich eindeutig – wenngleich all jene, die das Ergebnis (eine »flache Welt«) für erstrebenswert und unvermeidlich halten, sich eventuell auf Überraschungen einstellen sollten, insofern Menschen auf der Suche nach ökonomischer und körperlicher Sicherheit wieder jene politischen Symbole, rechtlichen Mittel und staatlichen Grenzen herbeisehnen, die nur ein Nationalstaat gewährleisten kann.